

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Sonderdruck

aus Hef. Nr. 3/1981



Dokumente zur Zeitgeschichte

Zwei Bände über die Bischöfe der Siebenbürger Sachsen

Von Heinrich Zillich

Im Jahre 1930 erschien — vorher im »Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt«, Hermannstadt, in Fortsetzungen veröffentlicht — das Buch »Unsere Bischöfe 1553–1867«, verfaßt vom Rektor des Mediascher deutschen Gymnasiums Hermann Jekeli. Sein Werk, durchs Ablichtungsverfahren vor drei Jahren unverändert neu aufgelegt, ist eine vorzügliche Vergegenwärtigung der betrachteten Persönlichkeiten. Zugleich wird damit die Kirchengeschichte der Deutschen Siebenbürgens seit der Reformation, 1550, bis zur Beseitigung ihrer Selbstverwaltung durch Ungarn, 1867, offenkundig. Im Schlußkapitel behandelt Jekeli Leistungen und Art der drei bedeutenden Bischöfe, die von 1867 bis 1932 wirkten: Georg Daniel Teutsch, 1867–1893, Friedrich Müller den Älteren, 1893–1906, und Friedrich Teutsch, 1906–1932, in denen die lange Entwicklung dieser lutherischen Kirche zur *Volkskirche* gipfelte, wobei Volk und Kirche fast nahtlos zur Einheit verschmolzen. Im Heft 3/1979, Seite 224, unserer Zeitschrift besprach den Band der am 16. April 1981 in Freiburg verstorbene Professor Harald Krasser.

Im Vorwort zu diesem Band meint Professor Paul Philippi, was Jekeli über die drei Bischöfe äußerte, habe »kein eigentliches Lebensbild« erbracht; darum beginne der 2. Band ¹⁾, der die Zeit von 1867–1969 überspannt, mit einer von Ludwig Binder geschriebenen neuen Schilderung jener Bischöfe. Ob das nützlich war, ist fraglich, denn der Kirchengeschichtler Professor Binder am Hermannstädter Vereinigten Protestantischen Theologischen Institut, heute die Ausbildungsstätte für den Nachwuchs evangelisch-deutscher Pfarrer in Rumänien, kann in dem kommunistischen Land manches darzulegen gar nicht wagen. Man hätte deshalb nicht gerade ihm die Bewertung der drei hervorragenden Kirchenführer und die Aufsätze über Dr. Viktor Glondys, 1932–1941, und D. Dr. h. c. Friedrich Müller den Jüngeren, 1945–1969, auferlegen sollen.

Er erfüllte seine Aufgabe aber sehr gut mit der vorsichtigen Ausdrucksweise, die man in diktatorisch regierten Staaten lernt, was dem Stil förderlich sein kann. Er mußte freilich etliche Geschehnisse verschweigen oder bloß andeuten; dadurch entstanden Lücken; Wichtiges bleibt unberührt, während der Theologie ein breiter Raum zufiel. Warum Binder bei seiner nicht unrichtigen Beurteilung der Erneuerungsbewegung den »Klingsorkreis« übergang, den aber der Verfasser des Aufsatzes über Bischof Wilhelm Staedel, 1941–1944, Pfarrer a. D. Josef Scheerer würdigt, ist deshalb unbegreiflich, weil es sich da um den frühesten, von 1924 bis 1939 dauernden, parteipolitisch unabhängigen geistigen Beitrag zur »Erneuerung« des Volkes handelte. Der Kreis beeinflusste auch die Beschlüsse des am 1. Oktober 1933 abgelaufenen 5. und letzten »Sachsentages« — des Things des Volksstammes — im Sinne einer streng demokratischen Verfassung. Außerdem waren die letzten Bischöfe, auch der jetzige D. Albert Klein, geboren 1910, seit dem 15. April 1969 im Amt, gelegentliche Mitarbeiter der Kronstädter Monatszeitschrift »Klingsor« (1924–1939) wie übrigens fast jede bemerkenswerte Persönlichkeit des Rumäniendeutschtums.

Es gelang Binder, besonders den ersten drei Bischöfen (1867–1932) gerecht zu werden. Von ihnen konnte ich nur den letzten, Friedrich Teutsch, kennenlernen. Aus meinen früheren Äußerungen ²⁾ über ihn sei mit starker Kürzung folgendes wiedergegeben:

»... Teutsch lebte ein Christentum, das sich nicht laut bekannte; es ging im Dienste für die Nächsten auf. Nicht die Theologie, ach nein, das christliche Sein, Handeln, Sorgen, auch das Richten und Verzeihen, dazu die Not des Volkes und dessen Rechte, waren für ihn der beseelte Inhalt von Amt und Schaffen. Seine Kirche, der man so gerne den für gewisse Leute heute ärgerlichen Namen *Volkskirche* gab, sie war, verglichen mit dem, was ihre einstigen Angehörigen später außerhalb der Heimat an kirchlichem Leben antrafen, wahrhaft Kirche gewesen — mit Mängeln gewiß, ein Leib indessen, aus dem niemand entwich, dem jeder, der zu ihr zählte, treu blieb, vielleicht auch nur in äußerlicher

¹⁾ *Die Bischöfe der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen. 1. Teil: Die Bischöfe der Jahre 1553–1867. Von Hermann Jekeli. Mit einem Vorwort von Paul Philippi. 1978. XI, 334 Seiten, 15 Abbildungen. Leinen. DM 68.— 2. Teil: Die Bischöfe der Jahre 1867–1969. Von Ludwig Binder und Josef Scheerer. 1980. VII, 246 Seiten, 6 Abbildungen, 1 Titelporträt. Leinen. DM 68.— Erschienen als Bände 2 und 4 der »Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens« der »Ergänzungsreihe zum Siebenbürgischen Archiv«, herausgegangen mit einem Nachwort von Hans Philippi vom Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e.V., Heidelberg. Böhlau-Verlag, Köln/Wien.*

²⁾ Aufsatz »Der gute Hirt«, *Südostdeutsche Heimatblätter*, München, Heft 1/1953, Seite 18–20.



Weise, doch unter Menschen ist ja nichts vollkommen, ehrlich treu und ehrlich verbunden blieb bis zum letzten Glied, was sonst auf Erden kaum noch zu finden ist.

Uns schien das damals zu wenig. Ich habe inzwischen gesehen, was Eiferer anrichten, die ihrer eigenen Schriftauslegung den einzigen und letzten Wert beimessen, vor dem alle anderen Werte, sei es das Volk, sei es sogar die Lebensform des Abendlandes, als belanglos zurückzutreten hätten...

Wie immer es dazu gekommen sein mag, so verblutete im letzten Krieg Mitteleuropa gegen Asien; Millionen starben in der Abwehr und im Angriff gegen das uns schlechthin Todfeindliche mit einer Hingabe, die auch die katholische Kirche seit Jahrhunderten nicht mehr wecken konnte... Vergebens wartete aber die große Völgemeinde in dieser weltgeschichtlichen Prüfung sondergleichen auf die Sinndeutung ihres Kampfes durch die Kirche...

Bischof Teutsch hätte die Maße gespürt, die das Elementare setzte. Er wußte, daß Kirche Gemeinde des Volkes zu sein hat und der Priester in der Bresche stehen muß, wenn das Volk sich opfert... Er hätte den Kämpfern mehr gegeben als Seelsorge, er hätte ihnen gezeigt, was der Sinn ihres Kampfes war, und wo sie ihn, verlockt vom Bösen, verrieten. Seine Theologie richtete sich auf das Leben und wickelte dem Schicksal nicht aus, das Gott Völkern auferlegt, damit sie es zwingen. Was würde er dazu gesagt haben, hätte ihm, wie mir geschah, ein deutscher Theologe, während die Heimat unter dem Druck fremder Besatzungen stöhnte, weismachen wollen, es habe sich der Gedanke der polis überlebt? Er hätte mir gewinkt: Herr Doktor, gehen wir, der Kandidat weiß überhaupt nichts!...

Einmal erzählte er mir mit seiner glockenhaften Stimme eine Geschichte, die sich ein Politiker in Ungarn vor 1914 geleistet hatte. Der Ehrgeizling, der sich für einen Madjaren hielt und nach Herkunft ein Deutscher war — (als der er sich dann nach 1918 zu den deutschen Politikern Rumäniens gesellte) — sprach auf dem Marktplatz einer großen Stadt zur Menge, um sich bei ihr für die nächste Abgeordnetenwahl Liebkind zu machen, und es gelang ihm auf höchst bezeichnende Weise. Er schrie: Wenn die Nation von mir den Rock fordert — hier ist er!, zog ihn aus und warf ihn ins Volk. Fordert sie meine Weste — hier ist sie! Und hier mein Hemd! Nackt an Brust und Armen stand er jetzt da, der siegesgewisse und frierende Demagoge, aber über die Schulter zur Hüfte hinunter leuchtete eine Schärpe in den ungarischen Farben. Der Pöbel hatte, was er brauchte, ein Schauspiel, und raste vor chauvinistischer Begeisterung.

Teutsch erzählte mir dies — (was vielleicht nur eine erfundene Geschichte war) — wir lachten darüber und wußten beide, in welcher Welt wir lebten... Ich sehe heute, daß wir unrecht hatten, als wir glaubten, Teutsch habe sich überlebt. Wollen wir eine Zukunft für Europa, so wird nicht der Geist der Schärpenträger sie bestimmen dürfen...« Allerdings sind sie heute weniger gefährlich als selbstgerechte Ideologen.

Viktor Glondys, Sohn eines katholischen Bäckermeisters in Biala bei Bielitz, 1882 geboren, gestorben 1949, trat als Student in Graz über zur evangelischen Kirche, wurde Geistlicher und war Stadtpfarrer in Czernowitz, als 1922 der Kronstädter evangelische Stadtpfarrer D. Franz Herfurth starb. Damals stand das öffentliche Leben der Deutschen der Stadt unter dem Einfluß von Stammtischfreunden, die an bestimmten Wochentagen, nach denen man ihren Kreis benannte, zusammenkamen, um den ortsüblichen »Misch-Masch«, sauren mit Mineralwasser vermengten Wein, ebenso hingebungsvoll zu trinken wie sie politische Schachzüge planten. Der »Montagabend«, wo der letzte deutsche Bürgermeister der Stadt Dr. Carl E. Schnell, zuweilen der bedeutende Chirurg Dr. Wilhelm Depner den Ton angaben, galt als konservativ und gehörte zu der schon vor dem 1. Weltkrieg ausgereiften Generation. Der »Donnerstag-Abend« bestand aus Männern, die unter der Führung des begabten Architekten Albert Schuller, eines gewieften Taktikers, und des späteren Senators Dr. Arthur Polony daran waren, die »Stadtherrschaft« zu erringen. Es bewegte sie keine geistige Idee, wie sie beim »Freitagabend« des »Klingsorkreises« mitwirkte. Sie gerieten in den Bann von Glondys durch dessen Predigten, hielten ihn für den Heilsbringer und setzten ihn nach heftigen Wahlkämpfen als Stadtpfarrer Kronstadts durch, unterstützt vom reichen Fabrikanten Samuel Schiel, dessen freigiebige Hand sich für Glondys immer darbot. Durch Beredsamkeit zog dieser Pfarrer allmählich auch andere Gegenden des Sachsenlandes an. Das war verständlich, denn wie er würdevoll aufzutreten wußte, hinreißend zu sprechen vermochte, mußte es jeden zunächst erregen. Dankbar entsinne ich mich, daß er am 28. September 1929 bei einem Bankett zu Ehren madjarischer Schriftsteller, die, eingeladen von der Zeitschrift »Klingsor«, in Kronstadt eigene Werke vorgelesen hatten, in aufwühlender Festansprache den von uns bekundeten Willen zur kulturellen Zusammenarbeit der siebenbürgischen Völker pries. Am nächsten Tag empfing er im Stadtpfarrhaus die ungarischen und sächsischen Schriftsteller bestechend freundlich, ein selbstbewußter Gastgeber.

Als Nichtsache hatte er von Anbeginn Gegner bei den Konservativen. In kurzem weckte er in jungen ehemaligen Kriegsteilnehmern Zurückhaltung. Der erste Anstoß dazu war wohl ein Vortrag über Kant, den der hochbegabte Kronstädter Dr. Konrad Nußbächer, später Hauptlektor des Reclam-Verlags in Leipzig, in seiner Vaterstadt 1924 hielt. Als er geendet hatte, widersprach ihm Glondys in herablassender Weise, worauf Nußbächer ruhig bewies, daß der Stadtpfarrer den Sachverhalt gar nicht erfaßte. Da sprang der auf und verließ mit heftigen Worten den Saal. Man staunte und begann dann zu lächeln. Er hatte manchmal Lust, jemanden wegen einer öffentlichen Äußerung »auszupredigen«, also von der Kan-

zel anzuprangern. Das tat er Professor Dr. Otto Folberth an, mir und sogar einem wahrhaften Christen, dem Pfarrer der Kronstädter Oberen Vorstadt Georg Scherg.

Wer Glondys, der als Jüngling schwankte, ob er Schauspieler oder Theologe werden solle, was ja zuweilen dasselbe sein kann, am schärfsten ablehnte, war der ihm an Bildung, Begabung und Volksverwurzeltheit überlegene Dichter und Rektor des Honterusgymnasiums Adolf Meschendörfer, anfangs beinahe sein Anhänger. Er hielt ihn aber bald für einen Blender, dessen Predigten, wenn man sie gedruckt las, ohne das Feuer des Vortrags, enttäuschten. Er schrieb 1949 über ihn einen geradezu vernichtenden Erlebnisbericht, der — natürlich kritisch — berücksichtigt werden muß, wenn man Glondys beurteilen will ³⁾.

Die auch von Binder vermerkte Empfindlichkeit des Stadtpfarrers, der sich der in Jahrhunderten geformten Lebenswelt der Sachsen nicht leicht einfügte, trat, als ihn der »Donnerstag-Abend« gegenüber Friedrich Müller in der Bischofswahl 1932 zum Sieg gebracht hatte, aufregend zutage in der Sitzung des Siebenbürgisch-Deutschen Volksrates in Hermannstadt am 22. Januar 1934. Bischof Glondys wählte sich vom in jeder Hinsicht untadeligen Volksratspräsidenten Dr. Otto Fritz Jickeli beleidigt worden zu sein und verließ nach scharfer Verwahrung wieder einmal empört den Saal, worauf der Abgeordnete Dr. Hans Otto Roth, keineswegs sein Freund, doch ein Gegner von Jickelis Anhängern, den Augenblick nutzend, die Anwesenden mit Pathos aufforderte, dem Bischof zu folgen. Das taten 52 Volksratsmitglieder, die Glondys im Bischofspalais sofort empfing, während er den Volksratspräsidenten und dessen Stellvertreter Alfred Pomarius nicht vorließ, die ihm nachgeeilt waren, um seinen Irrtum aufzuklären. Der Vorgang gewann Bedeutung durch das Echo. Freunde des Bischofs setzten Vertrauenskundgebungen für ihn bis in die Ortskirchenleitungen durch. Man male sich aus, wie Bischof Georg Daniel Teutsch aufbegehrt hätte, wäre ihm zugemutet worden, Vertrauen für sich auf solchem Weg zu sammeln!

Ich fühlte mich verpflichtet, dazu Stellung zu nehmen, als am 28. Januar 1934 das Presbyterium (Kirchenrat) der Honterusgemeinde in Kronstadt, dem ich damals angehörte, ebenfalls zu solchem Vertrauensbeschluß genötigt wurde. Meine in der Sitzung ausgesprochene Meinung ließ ich als *»Ein Wort zu den Vertrauenskundgebungen für unseren Bischof«* drucken und den bekanntesten Siebenbürger Sachsen zugehen. Weder in der Sitzung noch nachher wendete sich jemand gegen meine Ausführungen. Offenbar hatte ich den Kern der Angelegenheit richtig herausgeschält. Daher sei nun gekürzt — der Dokumentation wegen — meine Rede wiedergegeben:

»Löbliches Presbyterium... Es ist mir klar, daß diese Kundgebung für eine im Bewußtsein unseres Volkes festverankerte Autorität, einmal gefordert, nicht verweigert werden darf, weil die Autorität für uns unantastbar bleiben muß. In ihr ist ein Substantielles unseres Bestandes als Volk und Kirche zu wahren. Darum kann auch die grundsätzliche Erklärung, die ich hier zu äußern habe, nicht geeignet sein... durch Zeitungen breiten Kreisen mitgeteilt zu werden. Wohl aber soll sie ins Bewußtsein dieser Körperschaft treten... auch ins Bewußtsein einer begrenzten Gruppe von geistigen Menschen, die für das Wohl und Wehe unseres Volkes hellhöriger sind als die Masse... So wichtige Tatsachen, wie ich sie hier ausführen werde... müssen durch begrenzte Verbreitung bei den Verantwortungsfähigen zur Macht werden. Ich bitte daher um Protokollierung meiner Ansprache. Ich werde außerdem meine Erklärung dem Bischof selbst zuschicken... sie... betrifft das Verhalten unseres Bischofs. Ich bemühe mich in klarsten und sachlichsten Worten darüber zu sprechen und fordere, daß mir hier der gute Wille voll zuerkannt werde. Ich bitte Sie also sich zu vergegenwärtigen, wie der Vorfall, der sich zwischen Bischof und Volksratspräsident abspielte, im gewöhnlichen Alltag zwischen gewöhnlichen Menschen nach den üblichen Anschauungen abläuft. Jemand vermeint, von einem anderen beleidigt zu sein. Was wird er tun? Er wird Aufklärung verlangen. Dies ist die unanfechtbarste und richtigste Haltung. Er wird sich davor hüten, den, von dem er sich beleidigt wähnt, sofort in heftigen Worten anzugreifen, wenn er sich nicht selbst ins Unrecht setzen will. Diese Haltung vollends ist, sofern man christliche Maßstäbe anlegt, die einzig mögliche... Und nun gar bei einem Bischof, dessen Amt es nach eigenem häufigen Bekenntnis ist, über den Parteien das Werk der Einheit und des Friedens zu fördern. Da haben wir als diejenigen, die sein Amt ehren, das Recht darnach zu fragen, ob er sich christlich und bischöflich führt. In diesem besonderen Falle handelt es sich um den sächsischen Bischof und um den sächsischen Volksratspräsidenten, um die zwei Personen, in denen sich unser Volk kirchlich, kulturell und politisch verkörpert; es geht um die gleichberechtigten Spitzen unserer Gemeinschaft, von denen wohl der Bischof das durch den besonderen Ernst der Kirche und ihrer Tradition tiefere Gewicht hat, äußerlich aber dem anderen nicht übergeordnet sein kann noch ist; und darum haben wir schließlich darnach zu fragen, ob seine Haltung diesem Gesichtspunkt entspricht, zu fragen, ob er sächsisch-bischöflich handelte dem sächsischen Volksratspräsidenten gegenüber, in dem sich ebenso wie in ihm das sächsische Volk verkörpert. Besonders ist die Frage von Bedeutung für den betrachteten Vorfall, der nie entstanden wäre, wenn der Bischof ruhig Aufklärung gefordert hätte«.

³⁾ Wie ich den Bischof Glondys erlebt habe. 24 engbetippte Folioseiten, Ende 1949, bisher unveröffentlicht.

Ich kennzeichnete dann den Fortgang der Affäre, verurteilte, daß der Bischof den Volksratspräsidenten weder vorließ noch auf dessen nachfolgende briefliche Darstellung des Konfliktes seinen Irrtum einbekennte. Ich erklärte, es sei unzulässig, daß der Bischof nur einen Teil der Volksratsmitglieder empfangt, deren politische Verbundenheit sichtbar war. Damit rutschte er selber zu ihnen hin. Ich sagte:

»Auch hier könnte die Frage gestellt werden, ob dieses Verhalten mit Hinblick auf das Christentum und die Bischofswürde richtig war; wichtiger ist die Untersuchung, ob es vom Standpunkt des s ä c h s i s c h e n Bischofs vertretbar sein kann. Es waltet hier offensichtlich ein augenblicklicher Mangel an Instinkt vor.

Die Kirche hat es in der sehr bewegten politischen Auseinandersetzung, die unser Volk seit Jahren erregt, bisher verstanden, sich über den Parteien zu halten ... nun wurde sie eingesetzt. Und diese Tatsache eben ist höchst besorgniserregend.

Löbliches Presbyterium, ich habe hier aus Gewissensnot gesprochen zu einem Kreis, der überwiegend andere Ansichten im völkischen Leben vertritt als ich. Ich tat es, weil ein Bekenntnis wie das, das hier von uns verlangt wird, seinen inneren und sittlichen Wert verliert, wenn einer, der es mitablegen soll und will, nicht auch zum Ausdruck bringt, was er damit im Zusammenhang als wesentlich und gefährlich erachtet ...«

Die eben wiedergegebenen Zitate sind insoweit noch heute wichtig, als sich in ihnen das Ethos der einstigen siebenbürgisch-deutschen Gemeinschaft äußert. Der Vorfall endete daher nicht mit dem vollen Triumph des Bischofs.

Nicht er allein verursachte 1936 das unter dem Druck des innenvölkischen Zwistes beschlossene kirchliche Rundschreiben 924, das den Kirchenangestellten verbot, sich außer in der Volksorganisation politisch in Parteien — gemeint war die radikal nationalsozialistische Deutsche Volkspartei Rumäniens (DVR) — zu betätigen. Diese Verfügung hatten besonders Landeskirchenkurator Dr. Hans Otto Roth und Bischofsvikar Friedrich Müller, der spätere Bischof, mit zu verantworten. Dutzende von Pfarrern und Lehrern wurden entlassen, die sich solchem diktatorischen Gewissenszwang nicht beugten, gegen den auch ich auftrat, obwohl ich die DVR ablehnte, weil sie sich in die Volksorganisation nicht mehr einfügte. Über all dies gibt Binder keine befriedigende Auskunft.

Bei ihm vermißt man ferner die Anlickung der Gegensätze zwischen Glondys, Müller und Dr. Hans Otto Roth. Müller und Glondys bekannten sich mehrmals zum Nationalsozialismus; sie gehörten später wie Staedel, der Nachfolger von Glondys, der »Nationalen Arbeitsfront (NAF)« der Volksgruppenführung Andreas Schmidts an. Glondys wurde nicht von Erhard Plesch, wie Scheerer behauptet, zur Abdankung bewogen, sondern vom ehemaligen Volksratspräsidenten (1935–1940), Stellvertretenden Landeskirchenkurator und Referenten für Schulen und Kirchen in der Volksgruppenführung: Dr. Helmut Wolff. Wenige Jahre, bevor er 1971 in Südstadt bei Wien starb, berichtete er mir in Briefen, was er mit Glondys und Müller erlebt und wie er, ein geschickter Taktiker, die beiden gesteuert hatte. Diese Aufzeichnungen erhielt von mir auch Dr. Ernst Wagner, Vorsitzender des »Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskundek«, des Herausgebers der hier betrachteten zwei Bände.

Nach Binder legte Glondys 1941 sein Amt wegen Krankheit nieder. Das war die öffentliche Begründung. Die Wahrheit ist anders.

Wolffs Briefe offenbaren, daß Glondys einen die Staatsgrenzen übergreifenden Zusammenschluß der evangelischen Kirchen der Ostdeutschen plante, wovon man bei Binder nichts erfährt. Derartiger Ehrgeiz mitten im Zweiten Weltkrieg mißfiel der Reichsregierung; sie wünschte keine neuen Schwierigkeiten mit den Kirchen; man wies den Volksgruppenführer an, Glondys zu stürzen. Dr. Wolff mußte das besorgen. Den Anlaß dazu verschaffte ihm der Bischof selbst, der seinen Sohn mit dem Umbau eines Diasporaheimes in Hermannstadt betraut hatte unter Mißachtung der kirchenrechtlich geforderten öffentlichen Ausschreibung des Vorhabens. Außerdem stimmte sein Finanzierungsplan nicht.

Dies alles war keineswegs »harmlos«, wie Scheerer es verharmlost, sondern Grund zu einem Disziplinarverfahren, das Bischofsvikar Müller von Wolff forderte, das aber dann Glondys selbst gegen sich beantragte, nachdem ihm Wolff versichert hatte, der Disziplinarkommission werde Müller nicht angehören. »Dieses Disziplinarverfahren« — schreibt Wolff — »brachte nun Tatsachen ans Tageslicht, die so schwerwiegend waren, ihn (Glondys) so belasteten, daß es mir nicht schwer fiel, Glondys davon zu überzeugen, daß, wenn das Verfahren zu Ende geführt und das Ergebnis der Untersuchung dem Landeskonsistorium berichtet werde, es für ihn eine Katastrophe gebe. Darum solle er unter Berufung auf seine Krankheit (Glondys war tatsächlich schwer zuckerkrank) selbst um seine Enthebung vom Bischofsamt das Landeskonsistorium bitten. So gehe er in Ehren, denn ich versprache ihm, daß in diesem Falle das Disziplinarverfahren eingestellt und vor der Öffentlichkeit totgeschwiegen werde. Außerdem habe ich von Berlin den Auftrag, ihm eine Pension in der Höhe zuzusichern, die er selbst bestimme«. Glondys willigte ein.

Die »Gesundheitsgründe« hinderten nach Bischof Staedels Internierung durch die rumänische Umsturzregierung Glondys 1944 keineswegs, sich eigenmächtig wieder ins Bischofsamt zu setzen, woran Binder nichts zu bemäkeln findet.

Dr. Wolff und Andreas Schmidt wünschten sich 1941 zum Nachfolger von Glondys den Hermannstädter Stadtpfarrer und Bischofsvikar Friedrich Müller, den Wolff zum Kennenlernen selber nach Kronstadt zu Schmidt brachte und der nachher meinte, der Volksgruppenführer habe »einen tiefen Eindruck« auf ihn gemacht. Dies änderte sich, als Berlin wieder eingriff und Staedels Wahl zum Bischof verlangte, die auch von dessen vielen Anhängern gefordert wurde. Wolff mußte die schlimme Nachricht Müller mitteilen, was für ihn bald ärgerliche Folgen zeitigte. Als er sein neugeborenes Kind taufen lassen wollte, verweigerte es ihm Stadtpfarrer Müller mit der Begründung, Wolffs Familie betrage sich nicht christlich. Müllers Widerstand wurde von Bischof Staedel beseitigt und Müller zog seine Vorwürfe in einer von Wolff formulierten Erklärung zurück. Auch hierüber erfährt man von Binder nichts.

Zwischen Glondys und Müller amtierte von 1941 bis 1944 also Bischof Staedel ⁴⁾, nach Kirchenrecht ordentlich gewählt. Sein Lebensbild zeichnete nicht Binder sondern, wie erwähnt, der in der Bundesrepublik Deutschland lebende Josef Scheerer nicht ohne ira et studio, anders als es Binders Stil ist. Staedel war von Natur religiös, arglos, verwirrt zwar, doch ehrlich, kein Intrigant, obschon ein sich selbst berauschender Redner wie Glondys, tapfer, kein Kriecher und kein theologischer Tüftler. Als in der Ära des Volksgruppenführers Schmidt (1940–1944) von ihm mit dem Stabsbefehl 2245/41 die Entlassung von neun Pfarrern gefordert wurde, warf er den Wisch in den Papierkorb. Unter ihm verlor kein Kirchenangestellter sein Brot. Das geschah nur unter Glondys und dann nach 1944 unter Müller. Übrigens war Staedel nicht rumänischer, sondern im 1. Weltkrieg k.u.k. Feldkurat. Die von den Roten nach 1945 verurteilten durchwegs unschuldigen Geistlichen — so der bekannte Kronstädter Stadtpfarrer Dr. Konrad Möckel — durften nach Freilassung aus langer Haft ihr Amt nicht mehr übernehmen. Die sonstigen Kirchen des Landes verhielten sich hierin mutiger. Dies und noch manches, was Müller kennzeichnet, übergeht Binder.

Was zu Scheerers Aufsatz über Staedel noch zu sagen ist, bringt einer unserer verdienstvollen Landsleute, O.T. vor im Anschluß an diesen Aufsatz.

Hinzugefügt sei, daß jene Sätze Scheerers, die rügen, Staedel habe die neuere theologische Literatur nicht gekannt — woher weiß er das? — nicht zu seinem handfesten Pfarrertum passen, das man nicht belehren muß, daß Theologie und Kirchenführung keineswegs stets einen Nenner haben. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Sätze von einem anderen Theologen in den Aufsatz eingefädelt sein könnten, wie dieser mich überhaupt von zweiter Hand zurechtgestutzt dünkt, um Staedel herabzudrücken. Dagegen sind die Lebens- und Wesensporträts von Glondys und Müller gleichsam verschönt, weil Binder mancherlei nicht vorbringen konnte. Lückenhaft blieben daher alle diese drei Beiträge des II. Bandes, und darum gibt er — es sei schon hier ausgesprochen — die Wirklichkeit der Geschehnisse ungenügend wieder.

Obgleich Müller nach der Enttäuschung, nicht mehr Kandidat des Volksgruppenführers zu sein, seine politische Haltung 1941 änderte, zumindest Schmidt gegenüber, sah er in Hitler weiterhin den Weltbefreier. Als der Krieg gegen Rußland am 22. Juni 1941 begonnen hatte, hielt er am 31. August in Hermannstadt eine beispiellose Predigt, die er in den »Kirchlichen Blättern«, Hermannstadt, Seite 446–448/1941 veröffentlichte ⁵⁾. Er begrüßte inbrünstig den Angriff auf die Sowjetunion, nannte die Juden das von Gott verfluchte Volk, »Kinder des Satans«, die Russen Opfer ihrer Gottlosigkeit und beschwor die »andächtige Gemeinde«: »*Als deutsche Menschen und Christen stehen wir vor diesem erschütternden Geschehen des gewaltigsten Gottesgerichts, das auf der Erde sich zugetragen hat. Und das 'Heil Hitler' wird gerade uns Christen in diesen Tagen zum Gebet. Hier handelte der Führer ganz gewiß als Gottes Werkzeug.*«

Daß der Bekenntnisgruß »Heil Hitler!«, mit dem Müller, wie damals üblich, seine Schriftstücke bis 1944 endete, ein christliches Gebet sei, fiel selbst NS-Propagandarednern nicht ein. Müller neigte eben zu phantastischen Ausdeutungen sowohl der Geschichte als auch der ihn betreffenden Vorgänge, wobei er sich als Retter der Landsleute empfand, denn Gott erhöhe seine Gebete.

Trotz jener Predigt, auf die Binder natürlich nicht eingehen konnte und die Müller, falls die Sowjets siegten, für immer zum Wachs in ihrer Faust machte, weswegen es besser gewesen wäre, er hätte 1945, als sie gesiegt hatten, aufs Bischofsamt verzichtet, wuchs nun die Spannung zwischen ihm und dem Volksgruppenführer rasch an und schlug sich mehrmals in Briefen nieder, die Müller sowohl an Kirchenstellen im Reich als auch an Schmidt schickte. In einem solchen Schreiben, das im Januar 1942 an beide Stellen ging, faßte der Bischofsvikar mit überzeugender Klarheit und Schärfe sehr eindrucksvoll alles zusammen,

⁴⁾ Siehe den Nachruf für ihn von Gustav Markus in unserem Heft 1/1972, Seite 8–11.

⁵⁾ Diese für heutige evangelische Theologen ungeheuerliche Predigt müßte wieder veröffentlicht werden, um zu beweisen, wie damals Bischofsvikar Friedrich Müller dachte, ohne daß ihm andere Geistliche widersprachen. Dennoch erklärte Müller (siehe unser Heft 1/1967, Seite 38–39) 1966 dem Westdeutschen Hartmut Bunke, wie dieser behauptete, 80% der siebenbürgisch-sächsischen Geistlichen hätten dem Nationalsozialismus »bei schwerstem Risiko für den Lebensunterhalt ihrer Familien« Widerstand geleistet.

was die Kirche am autoritären Regime Schmidts verurteilen müsse, weil es uralte gute Einrichtungen zerstöre. Mir ist der Brief, den Binder ebenfalls nicht vermerkt, seit ein paar Jahren bekannt. Er wurde aber meines Wissens erst 1980 im Westen veröffentlicht in der Broschüre »Kirche zwischen Anpassung und Widerstand«, die die Referate einer Tagung des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen im Frühjahr 1980 enthält (Selbstverlag des Hilfskomitees, München, 130 Seiten, DM 10.—). Die Broschüre sucht die Krise der evangelischen Kirche in Deutschland und Siebenbürgen zu vergegenwärtigen, ist lesenswert und inhaltlich, aber sie verschweigt auch, was in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden durfte, Müllers Predigt vom 31. August 1941.

Der nicht zum Bischof gewählte Müller war jetzt ein Gegner Schmidts und des »Neuheidentums«, wobei er sich gelegentlich auf Hitler berief. Dieser Streitigkeiten wegen rief man ihn 1942 nach Berlin. Was er dort erlebte, erzählte er in einer Predigt am »Altjahresabend 1968«, abgedruckt im »Licht der Heimat«, München, Mai 1969. Man habe ihn durch »Ränke« zu »Friedensverhandlungen nach Berlin zu fahren« bewogen wegen seiner »Auseinandersetzungen mit dem Neuheidentum«, habe ihm den Paß abgenommen, ihn zum Rücktritt aus seinen Ämtern — Bischofsvikar und Hermannstädter Stadtpfarrer — bewegen wollen und man »traf Anstalten, mich in ein Ausrottungslager einzuliefern«. Tatsächlich sollte er eine wissenschaftliche Aufgabe bekommen, wenn er im Reich bliebe.

Ich erhielt vor Jahren überraschend von einem mir unbekannten, Glondys und Müller wohlgesinnten Landsmann, der meinen Nachruf für Müller in unserem Heft 2/1969, Seite 101–104, gelesen hatte, Ablichtungen der jene Episode betreffenden, damals gemachten Aufzeichnungen des Evangelischen Kirchlichen Außenamtes, Berlin. Von einem Müller drohenden »Ausrottungslager« liest man da nichts, auch nicht in Müllers eigenen an dieses Amt gerichteten Schreiben, deren Wiedergabe ich ebenso empfinde wie die Texte seiner an Andreas Schmidt geschickten Briefe. Zu denen bemerkt das Kirchenamt am 25. August 1942 — genau ein Jahr nach Müllers Kriegspredigt: »Besonders hat man (in Siebenbürgen) Müller übel genommen die Zweifel bezüglich des Ausgangs des Krieges, die er gelegentlich seines Kampfes wegen der Übergabe des Schulvermögens (an die Volksgruppe) geäußert hat⁶⁾. Es muß zugegeben werden, daß dies und auch die Art des Briefwechsels mit dem Volksgruppenführer eine völlige Unmöglichkeit sind, so daß es furchtbar schwer fällt, für Müller irgendetwas zu sagen.«

Also mußte, da die Kirche es nicht tat, nach Müllers späteren Bekenntnissen, Gott ihm helfen, umso mehr als man ihm in Berlin — wie er in etlichen Predigten seit 1945 erzählte — Lebensmittelkarten verweigert und er sich nur von Tomaten ernährt habe. Nun — während des Krieges hielt jeder Gasthof im Reich ein »markenfreies Stammgericht« bereit; niemand konnte verhungern; und Tomaten waren eine Seltenheit. Am 2. Oktober 1942 durfte Müller heimreisen. Wie geschah das?

Aus der im »Licht der Heimat« 1969 veröffentlichten Predigt erfuhr man es. Nach einem »glaubenshingeebenen Gebet« Müllers wurde ganz unerwartet der ihn Verhörende — ein bisher nicht aufgedeckter Beamte — plötzlich von Gewissensbissen geplagt und sagte: »Was sich heute ereignet hat, kann ich mir nur als Fügung vorstellen. Sie sind in Gottes Hand!«

Das verkündete Müller zu Silvester 1968 von der Kanzel.

Wer die von ihm so häufig versicherte Erhörung seiner Gebete bedenkt, die mir vorliegenden schriftlichen Zeugnisse kennt, die Mär, der unbekannte gewissensgeplagte Retter sei Reichsmarschall Göring gewesen, als unbewiesen ablehnen muß und von Dr. Helmut Wolff vernahm, Müllers Darstellung habe sich bei Nachforschungen der Volksgruppenführung als »von A bis Z« falsch herausgestellt, der muß folgern: man schickte Müller heim, weil man ihn bloß hatte einschüchtern wollen, damit unter den Deutschen Rumäniens endlich der Zank ende. Von Wolff wissen wir, daß Bischofsvikar Müller dennoch weiter gegen die Volksgruppenführung auftrat, nicht nur offen in Schreiben, sondern auch in solcher Weise, wie er es schon früher getan, als man Glondys zum Rücktritt drängte. Wolff erwähnt, das meiste »Material« gegen Glondys habe ihm Müller geliefert — »sub Rosa«; so bezeichnete man derartige Heimlichkeiten in Schäßburg.

Ob Müller, als man ihn 1945 zum Bischof wählte, den neuen Herren Rumäniens Zugeständnisse machen mußte, weiß niemand, denn seine Korrespondenz wurde, wie er es gewünscht hatte, 1969, nachdem er gestorben war, verbrannt. Es gibt indessen aufschlußreiche Äußerungen von Mitbürgern über ihn; man sollte die auswerten, zum Beispiel den am 20. September 1969 an mich gerichteten Brief der Witwe des berühmten Volksmannes Rudolf Brandsch, der Müllers Phantasien als »Raubergeschichten« zuweilen verspottet hatte und der gepeinigt und elend im kommunistischen Kerker an einem unbekannten Tag um 1953 starb. Der Brief beschuldigt Bischof Müller, Brandsch beim rumänischen Sicherheitsdienst belastet zu haben. Müller bestritt es der Witwe gegenüber nicht; daß aber Brandsch starb, habe er nicht gewollt, darum werde er ihn fortan »in sein Gebet einschließen«. Bei der Tragödie Brandschs spielte ein in Rumänien nach 1945 bis heute als Diener der Kommunisten gefürchteter deutscher Professor eine Rolle.

⁶⁾ Es sei daran erinnert, daß Glondys schon 1934 im Siebenbürgisch-Deutschen Volksrat zu bedenken gab, anstelle der deutschen Kirchenschulen »Nationalschulen« einzuführen (Seite 131 des hier besprochenen Bandes II).

Sollte er gleich den »am laufenden Band« nach Deutschland einwandernden bisher beflissenen literarischen Kommunistenknechten diesen Weg ebenfalls wählen, könnte gerade er uns, gewissermaßen als Bußfertiger, mancherlei aufdecken. Solange er in Rumänien ist, soll sein Name verschwiegen bleiben.

Ab 1945 klangen Müllers Predigten ganz anders als vorher. Er wetterte gegen die »Neuheiden«, wie er die jetzt verfolgten Landsleute nannte, für die er nicht eintrat, auch ihren Angehörigen kaum jemals half. Das Volk fühlte sich von ihm im Stich gelassen. Ein Auszug aus meinem Tagebuch vom 25. April 1947 gehört in diesen Zusammenhang: »Zwei Jahre ließ Bischof Müller seine nach Deutschland geflohenen Kirchenkinder auf ein Wort der Heimatkirche warten. Nun endlich, nachdem ich meinem Freund Ewald Sindel nach Hermannstadt geschrieben hatte, es sei an der Zeit, daß der Bischof sein christliches Hirten-gewissen spüre — Sindel sagte es ihm — schickte er einen Ostergruß, den das Hilfskomitee verbreitet: eine von biblischen Zitaten durchsetzte Predigt, sprachlich ledern... kein Trost für die armen Flüchtlinge. Und welche Dorfpfarrerlogik! Weil die Sachsen Gott und Christentum nicht genügend anhingen, kam das Elend über sie — durch die Gott leugnenden und trotzdem siegreichen Sowjets, muß man hinzufügen...«.

Am 21. April 1956 suchte ich mit Hans Philippi Bischof Müller in Wien auf, wohin man ihn aus irgendeinem Anlaß mit seinem Vikar, dem neuen Stadtpfarrer Hermannstadts Alfred Herrmann, hatte fahren lassen. Ich war Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, Philippi Vorsitzender des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen. Wir dürsteten nach einer vertraulichen Vereinbarung mit Müller darüber, wie wir den Landsleuten fortan gemeinsam helfen könnten. Müller sperrte sich dagegen. Er hielt uns einen Vortrag über die Weltgeschichte und verhinderte eine, auf das notwendige Handeln bezogene Aussprache. Er prophezeite, daß wir nur wenige Familienzusammenführungen erreichen würden — es kamen hingegen seither etwa hunderttausend Deutsche aus Rumänien in die Bundesrepublik. Müller fand das Leben unter den Roten zwar in den Städten schlimm, das der Bauern erträglich, denn die hätten früher auch auf Befehl gearbeitet. Das stimmt für die hörigen Gemeinden bis 1848, etwa für Langenthal, woher Müller stammte, nicht für die Überzahl der anderen 7).

Über Müllers Theologie breitet sich Binder, der so vieles nicht enthüllen darf, lebhaft aus, ohne mich zu überzeugen. Ich kannte den Bischof seit meiner Gymnasiastenzzeit. Er war der von mir am meisten verehrte Lehrer, weil er, beflügelt von Phantasie, die Geschichte wirklich veranschaulichte, so trocken und lehrhaft er im Grunde sprach; er ist das Vorbild des Professors Meier in meinem Roman »Zwischen Grenzen und Zeiten«, allerdings ließ ich Meier freiwillig Soldat werden und im Krieg fallen; ich führte, was Müller uns lehrte, Volksliebe, Reichsbewußtsein, Völkergemeinschaft, in der Romangestalt folgerichtig durch, abweichend von ihm, der sich nicht zu den Soldaten meldete — er war ja nicht dienstpflichtig, weil er auch Theologie studiert hatte. Nie vernahm ich von ihm eine Äußerung, die unmittelbare Gottverbundenheit bewies. Meschendörfer berichtet, Müllers Frau habe ihm gesagt, daß ihr Mann, als ihm die Stadtpfarrei in Hermannstadt erreichbar schien, sich jählings in die Theologie hineinwühlte, was auch Binder mitteilt. Mit religiösen Anwandlungen verblüffte Müller plötzlich seine Bekannten. Bald trat er in einen »wütenden Wettbewerb« mit Glondys. Eine aus Ehrgeiz sich selbst aufgezwungene Frömmigkeit, wobei in der Kindheit empfangene bäuerliche Glaubensvorstellungen aufgewacht sein mögen, ließ ihn einerseits anfällig werden für eine Art von Moral- und Straftheologie, andererseits redete er sich ein, Gottes Werkzeug zu sein. Er erzählte, er habe nach einem Stoßgebet auf der Schwelle zu einem rumänischen Minister 1945 die richtigen Worte eingebläst bekommen, mit denen er ihn dazu bewog, die vom Kreml angeordnete Verschleppung aller Sachsen Siebenbürgens nach Sibirien zu verhindern. Kein Satellitenminister hätte den Moskauer Bären von einen solchen Beschluß abzubringen gewagt und gekonnt! Den Beschluß gab es gar nicht.

Ein mir vorliegender Bericht über Müllers auch von Binder erwähnten Jähzorn sei hier aufs Wesentlichste zusammengefaßt: Als der Bischof einmal im Garten des Elimheimes in Michelsberg saß, erschien vor ihm eine Rektorsfrau mit einer Herzensbitte. Sie hatte im Kronstädter Hochgebirge einen Sohn und Schwiegersohn durch eine Lawine verloren, ein anderer Sohn hockte im Kerker, der dritte war nach fünf Jahren Haft verbannt in die Bărăgansteppe und sehnte sich nach der Mutter, doch ihr fehlte für die Reise zu ihm das Geld. Sie hoffte, es vom Bischof zu bekommen; aber er fuhr sie an, sie sei ja die Frau eines Pfarrereindes. Nur schlechte Pfarrer lehne ihr Mann ab, antwortete sie, was den Bischof nicht berührte; er rief, es sei Gottes Strafe, daß die Lawine die beiden Männer tötete; Gott habe an ihrer Familie ein Exempel statuiert, und das sei verdient! — Die Frau fragte empört, was habe Gott am Lebenswandel des

7) Das Gespräch mit Müller hielt ich in meinem Tagebuch fest; es hier wiederzugeben, beansprucht zu viel Raum; es kann später veröffentlicht werden. Nur einige Zeilen daraus mögen zitiert sein: »Herrmann (ein Freund von mir), gekrümmt wie der Bischof, wirkte mit seinen erloschenen Augen auf mich wie einer, der hinter sich einen Aufpasser fürchtet... Von ihm wie vom Bischof hörte ich das Wort, daß unsere Landsleute allesamt ausziehen würden, wenn sie könnten. Er beklagte sich (bei einem Gespräch unter vier Augen) über die Ängstlichkeit des Bischofs... Was ich erhoffte, daß wir unsere Handlungen abstimmten, ist völlig mißlungen. Ich habe mit Sklaven gesprochen...«

Herrn Bischofs so wenig gefallen, daß er dessen zwei Söhne im Krieg sterben ließ? Da sprang er mit erhobener Faust auf sie los, die davonlief. Er rannte hinterher. Der Volksschullektor fing sie auf, und sie schrie: »Der Sachsenbischof verfolgt mich!« Kurz darnach überbrachte ihr ein Bote 100 Lei mit der Bemerkung, es sei der Rest aus des Bischofs eigener Tasche. Sie verzichtete auf den Betrag.

Über dieses Geschehnis und andere besitze ich schriftliche Berichte der Beteiligten. Als Beiträge zu der nicht klar genug aufgehellten jüngsten Geschichte der Rumäniendeutschen müßten auch sie demnächst veröffentlicht werden.

Glondys verlangte 1945 gegen Müller eine Untersuchung des Landeskonsistoriums wegen »bewußter Lüge auf der Kanzel« und weil er ein Hitlerist sei; auch Müller klagte Glondys an. Beides konnte abgewiegt werden. Wer die Aufzeichnungen Wolffs und Meschendorfers liest, wird von den Einzelheiten, die sie berichten, selten erfreut. Hier vermochte ich bloß auf wenige Vorgänge hinzudeuten, aber sie sind hilfreich zur Feststellung der Wahrheit.

Eine für mich recht angenehme Erinnerung an Müller sei zurückgreifend noch heraufbeschworen. In unserem Heft 4/1960, Seite 204-208, erzählte ich, wie ich mit dem ungemein befähigten deutschen Sondergesandten für Südosteuropa Hermann Neubacher (1893-1960) versuchte, die Teilung Siebenbürgens zu verhindern, die dann doch am 30. August 1940 durch den »2. Wiener Schiedsspruch« geschah. Es ging darum, angesichts neuer sowjetischer Vorstoßpläne Rumäniens Grenzen mit einer Reichs-Garantie zu sichern. Das konnte bloß erfolgen, wenn man Ungarn an der Stange hielt, indem vorher seine siebenbürgischen Gebietsforderungen halbwegs berücksichtigt wurden. Von Italien unterstützt, dachte man in Budapest an Siebenbürgens Hälftung, in Bukarest an Umsiedlungen. Ich überzeugte Neubacher im Gespräch, darauf mit einer Denkschrift, daß lediglich eine vorläufige und solche Lösung ratsam sei, die Ungarn und Rumänien ohne zu arge Verstimmung annehmen konnten; man solle Siebenbürgen und dem Banat eine gemeinsame Selbstverwaltung sofort bis Kriegsende zugestehen, worauf deren Bevölkerung abzustimmen hätte, wohin sie gehören oder ob sie als Staat weiterleben möchte. Reichsaußenminister Ribbentrop, mit dem ich dank Neubacher Anfang August hierüber sprach, hielt meinen Vorschlag für richtig, aber schwer durchführbar wegen der Italiener. Mein Bemühen zog sich durch ein paar Wochen hin. Auch andere meiner Landsleute suchten, unabhängig von mir, dieselbe Idee durchzusetzen, was ich in meinem Aufsatz 1960 mitteilte ohne die Personen zu nennen, weil sie noch in Rumänien lebten. In der Wilhelmstraße in Berlin begegnete ich überraschend einem von ihnen am 26. August, dem Bischofsvikar Müller; sogleich gerieten wir in ein langes Gespräch. Er war unterwegs zu dem ihm gut bekannten Reichsminister Lammer, um ebenfalls vorzuschlagen, was ich beantragt hatte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß zur Festigung der verlangten Autonomie unseres Heimatgebietes diesem eine staats- und völkerrechtliche Spitze nicht fehlen dürfe, ein von mir bereits geforderter Regentschaftsrat. Müller war dankbar für den Hinweis und »glücklich zu hören, welche Schritte ich schon unternommen hatte...« vermerkte ich in meinem Tagebuch.

Vier Tage später wurde, was uns ins Herz traf, Siebenbürgen doch gespalten.

Die von mir beschriebenen Vorfälle ergänzen leider bloß unzulänglich Binders Ausführungen, die besonders die fruchtbaren Leistungen der Bischöfe Glondys und Müller mit Recht loben; dabei wird klar gezeigt, daß die evangelisch-deutsche Kirche in Siebenbürgen sich seit Jahrzehnten in einer überaus schwierigen Lage befindet.

Der jetzige Bischof D. Albert Klein, der seit 12 Jahren die Kirche leitet und am 13. März 1980 70 Jahre alt wurde⁸⁾, darf oft in die westliche Welt reisen, ein Zeichen dafür, daß er die durch Müller von der Bukarester Regierung erreichte Sicherung der Kirche ausbaute. Abwanderung von Angehörigen und Pfarrern schwächt sie allerdings; sie ist längst nicht mehr jene starke *Volkskirche*, die sie einst war. Von Deutschland, wo ihre Geistlichen früher studierten, floß in sie viele Jahrhunderte lang ein religiöser und kultureller Quell. Das ist vorbei. Den Nachwuchs an Predigern erzieht sie selbst in Müllers wohl bedeutungsvollstem Werk, in dem von ihm geschaffenen Hermannstädter Institut. Hiertüber unterrichtet uns Binder aus genauerster Kenntnis.

Den Werdegang und das Wirken des gegenwärtigen Bischofs Klein veranschaulicht und lobt Hans Philippi in einem kurzen Nachtragsaufsatz.



⁸⁾ Zu Kleins 70. Geburtstag erschien eine Festschrift unter dem Titel: *Glauben und Dienen. Bausteine der Gemeinschaft und der Zukunft. Freundesgabe zum 70. Geburtstag des Bischofs der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien D. Albert Klein. Herausgegeben im Auftrag des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche in Deutschland von Hans Philippi. Delp'sche Verlagsbuchhandlung, München 1980. Leinen. 200 Seiten. DM 29,80.*

Dokumente zur Zeitgeschichte

Zwei Bände über die Bischöfe der Siebenbürger Sachsen

Von Heinrich Zillich

Im Jahre 1930 erschien — vorher im »Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt«, Hermannstadt, in Fortsetzungen veröffentlicht — das Buch »Unsere Bischöfe 1553–1867«, verfaßt vom Rektor des Mediascher deutschen Gymnasiums Hermann Jekeli. Sein Werk, durchs Ablichtungsverfahren vor drei Jahren unverändert neu aufgelegt, ist eine vorzügliche Vergegenwärtigung der betrachteten Persönlichkeiten. Zugleich wird damit die Kirchengeschichte der Deutschen Siebenbürgens seit der Reformation, 1550, bis zur Beseitigung ihrer Selbstverwaltung durch Ungarn, 1867, offenkundig. Im Schlußkapitel behandelt Jekeli Leistungen und Art der drei bedeutenden Bischöfe, die von 1867 bis 1932 wirkten: Georg Daniel Teutsch, 1867–1893, Friedrich Müller den Älteren, 1893–1906, und Friedrich Teutsch, 1906–1932, in denen die lange Entwicklung dieser lutherischen Kirche zur Volkskirche gipfelte, wobei Volk und Kirche fast nahtlos zur Einheit verschmolzen. Im Heft 3/1979, Seite 224, unserer Zeitschrift besprach den Band der am 16. April 1981 in Freiburg verstorbene Professor Harald Krasser.

Im Vorwort zu diesem Band meint Professor Paul Philippi, was Jekeli über die drei Bischöfe äußerte, habe »kein eigentliches Lebensbild« erbracht; darum beginne der 2. Band ¹⁾, der die Zeit von 1867–1969 überspannt, mit einer von Ludwig Binder geschriebenen neuen Schilderung jener Bischöfe. Ob das nützlich war, ist fraglich, denn der Kirchengeschichtler Professor Binder am Hermannstädter Vereinigten Protestantischen Theologischen Institut, heute die Ausbildungsstätte für den Nachwuchs evangelisch-deutscher Pfarrer in Rumänien, kann in dem kommunistischen Land manches dazulegen gar nicht wagen. Man hätte deshalb nicht gerade ihm die Bewertung der drei hervorragenden Kirchenführer und die Aufsätze über Dr. Viktor Glondys, 1932–1941, und D. Dr. h. c. Friedrich Müller den Jüngeren, 1945–1969, auferlegen sollen.

Er erfüllte seine Aufgabe aber sehr gut mit der vorsichtigen Ausdrucksweise, die man in diktatorisch regierten Staaten lernt, was dem Stil förderlich sein kann. Er mußte freilich etliche Geschehnisse verschweigen oder bloß andeuten; dadurch entstanden Lücken; Wichtiges bleibt unberührt, während der Theologie ein breiter Raum zufiel. Warum Binder bei seiner nicht unrichtigen Beurteilung der Erneuerungsbewegung den »Klingsorkreis« übergang, den aber der Verfasser des Aufsatzes über Bischof Wilhelm Staedel, 1941–1944, Pfarrer a. D. Josef Scheerer würdigt, ist deshalb unbegreiflich, weil es sich da um den frühesten, von 1924 bis 1939 dauernden, parteipolitisch unabhängigen geistigen Beitrag zur »Erneuerung« des Volkes handelte. Der Kreis beeinflusste auch die Beschlüsse des am 1. Oktober 1933 abgelaufenen 5. und letzten »Sachsentages« — des Things des Volksstammes — im Sinne einer streng demokratischen Verfassung. Außerdem waren die letzten Bischöfe, auch der jetzige D. Albert Klein, geboren 1910, seit dem 15. April 1969 im Amt, gelegentliche Mitarbeiter der Kronstädter Monatszeitschrift »Klingsor« (1924–1939) wie übrigens fast jede bemerkenswerte Persönlichkeit des Rumäniendeutschtums.

Es gelang Binder, besonders den ersten drei Bischöfen (1867–1932) gerecht zu werden. Von ihnen konnte ich nur den letzten, Friedrich Teutsch, kennenlernen. Aus meinen früheren Äußerungen ²⁾ über ihn sei mit starker Kürzung folgendes wiedergegeben:

»... Teutsch lebte ein Christentum, das sich nicht laut bekannte; es ging im Dienste für die Nächsten auf. Nicht die Theologie, ach nein, das christliche Sein, Handeln, Sorgen, auch das Richten und Verzeihen, dazu die Not des Volkes und dessen Rechte, waren für ihn der beseelte Inhalt von Amt und Schaffen. Seine Kirche, der man so gerne den für gewisse Leute heute ärgerlichen Namen Volkskirche gab, sie war, verglichen mit dem, was ihre einstigen Angehörigen später außerhalb der Heimat an kirchlichem Leben antrafen, wahrhaft Kirche gewesen — mit Mängeln gewiß, ein Leib indessen, aus dem niemand entwich, dem jeder, der zu ihr zählte, treu blieb, vielleicht auch nur in äußerlicher

¹⁾ Die Bischöfe der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen. 1. Teil: Die Bischöfe der Jahre 1553–1867. Von Hermann Jekeli. Mit einem Vorwort von Paul Philippi. 1978. XI, 334 Seiten, 15 Abbildungen. Leinen. DM 68.— 2. Teil: Die Bischöfe der Jahre 1867–1969. Von Ludwig Binder und Josef Scheerer. 1980. VII, 246 Seiten, 6 Abbildungen, 1 Titelporträt. Leinen. DM 68.— Erschienen als Bände 2 und 4 der »Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens« der »Ergänzungsreihe zum Siebenbürgischen Archiv«, herausgegeben mit einem Nachwort von Hans Philippi vom Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e.V., Heidelberg. Böhlau-Verlag, Köln/Wien.

²⁾ Aufsatz »Der gute Hirt«, Südostdeutsche Heimatblätter, München, Heft 1/1953, Seite 18–20.

Weise, doch unter Menschen ist ja nichts vollkommen, ehrlich treu und ehrlich verbunden blieb bis zum letzten Glied, was sonst auf Erden kaum noch zu finden ist.

Uns schien das damals zu wenig. Ich habe inzwischen gesehen, was Eiferer anrichten, die ihrer eigenen Schriftauslegung den einzigen und letzten Wert beimessen, vor dem alle anderen Werte, sei es das Volk, sei es sogar die Lebensform des Abendlandes, als belanglos zurückzutreten hätten...

Wie immer es dazu gekommen sein mag, so verblutete im letzten Krieg Mitteleuropa gegen Asien; Millionen starben in der Abwehr und im Angriff gegen das uns schlechthin Todfeindliche mit einer Hingabe, die auch die katholische Kirche seit Jahrhunderten nicht mehr wecken konnte... Vergebens wartete aber die große Völkergemeinde in dieser weltgeschichtlichen Prüfung sondergleichen auf die Sinndeutung ihres Kampfes durch die Kirche...

Bischof Teutsch hätte die Maße gespürt, die das Elementare setzte. Er wußte, daß Kirche Gemeinde des Volkes zu sein hat und der Priester in der Bresche stehen muß, wenn das Volk sich opfert... Er hätte den Kämpfern mehr gegeben als Seelsorge, er hätte ihnen gezeigt, was der Sinn ihres Kampfes war, und wo sie ihn, verlockt vom Bösen, verrieten. Seine Theologie richtete sich auf das Leben und wick dem Schicksal nicht aus, das Gott Völkern auferlegt, damit sie es zwingen. Was würde er dazu gesagt haben, hätte ihm, wie mir geschah, ein deutscher Theologe, während die Heimat unter dem Druck fremder Besatzungen stöhnte, weismachen wollen, es habe sich der Gedanke der polis überlebt? Er hätte mir gewinkt: Herr Doktor, gehen wir, der Kandidat weiß überhaupt nichts!...

Einmal erzählte er mir mit seiner glockenhaften Stimme eine Geschichte, die sich ein Politiker in Ungarn vor 1914 geleistet hatte. Der Ehrgeizling, der sich für einen Madjaren hielt und nach Herkunft ein Deutscher war — (als der er sich dann nach 1918 zu den deutschen Politikern Rumäniens gesellte) — sprach auf dem Marktplatz einer großen Stadt zur Menge, um sich bei ihr für die nächste Abgeordnetenwahl Liebling zu machen, und es gelang ihm auf höchst bezeichnende Weise. Er schrie: Wenn die Nation von mir den Rock fordert — hier ist er!, zog ihn aus und warf ihn ins Volk. Fordert sie meine Weste — hier ist sie! Und hier mein Hemd! Nackt an Brust und Armen stand er jetzt da, der siegesgewisse und frierende Demagoge, aber über die Schulter zur Hüfte hinunter leuchtete eine Schärpe in den ungarischen Farben. Der Pöbel hatte, was er brauchte, ein Schauspiel, und raste vor chauvinistischer Begeisterung.

Teutsch erzählte mir dies — (was vielleicht nur eine erfundene Geschichte war) — wir lachten darüber und wußten beide, in welcher Welt wir lebten... Ich sehe heute, daß wir unrecht hatten, als wir glaubten, Teutsch habe sich überlebt. Wollen wir eine Zukunft für Europa, so wird nicht der Geist der Schärpenträger sie bestimmen dürfen...« Allerdings sind sie heute weniger gefährlich als selbstgerechte Ideologen.

Viktor Glondys, Sohn eines katholischen Bäckermeisters in Biala bei Bielitz, 1882 geboren, gestorben 1949, trat als Student in Graz über zur evangelischen Kirche, wurde Geistlicher und war Stadtpfarrer in Czernowitz, als 1922 der Kronstädter evangelische Stadtpfarrer D. Franz Herfurth starb. Damals stand das öffentliche Leben der Deutschen der Stadt unter dem Einfluß von Stammtischfreunden, die an bestimmten Wochentagen, nach denen man ihren Kreis benannte, zusammenkamen, um den ortsüblichen »Misch-Masch«, sauren mit Mineralwasser vermengten Wein, ebenso hingebungsvoll zu trinken wie sie politische Schachzüge planten. Der »Montagabend«, wo der letzte deutsche Bürgermeister der Stadt Dr. Carl E. Schnell, zuweilen der bedeutende Chirurg Dr. Wilhelm Depner den Ton angaben, galt als konservativ und gehörte zu der schon vor dem 1. Weltkrieg ausgereiften Generation. Der »Donnerstag-Abend« bestand aus Männern, die unter der Führung des begabten Architekten Albert Schullar, eines gewieften Taktikers, und des späteren Senators Dr. Arthur Polony daran waren, die »Stadtherrschaft« zu erringen. Es bewegte sie keine geistige Idee, wie sie beim »Freitagabend« des »Klingsorkreises« mitwirkte. Sie gerieten in den Bann von Glondys durch dessen Predigten, hielten ihn für den Heilsbringer und setzten ihn nach heftigen Wahlkämpfen als Stadtpfarrer Kronstadts durch, unterstützt vom reichen Fabrikanten Samuel Schiel, dessen freigiebige Hand sich für Glondys immer darbot. Durch Beredsamkeit zog dieser Pfarrer allmählich auch andere Gegenden des Sachsenlandes an. Das war verständlich, denn wie er würdevoll aufzutreten wußte, hinreißend zu sprechen vermochte, mußte es jeden zunächst erregen. Dankbar entsinne ich mich, daß er am 28. September 1929 bei einem Bankett zu Ehren madjarischer Schriftsteller, die, eingeladen von der Zeitschrift »Klingsor«, in Kronstadt eigene Werke vorgelesen hatten, in aufwühlender Festansprache den von uns bekundeten Willen zur kulturellen Zusammenarbeit der siebenbürgischen Völker pries. Am nächsten Tag empfing er im Stadtpfarrhaus die ungarischen und sächsischen Schriftsteller bestechend freundlich, ein selbstbewußter Gastgeber.

Als Nichtsachse hatte er von Anbeginn Gegner bei den Konservativen. In kurzem weckte er in jungen ehemaligen Kriegsteilnehmern Zurückhaltung. Der erste Anstoß dazu war wohl ein Vortrag über Kant, den der hochbegabte Kronstädter Dr. Konrad Nußbächer, später Hauptlektor des Reclam-Verlags in Leipzig, in seiner Vaterstadt 1924 hielt. Als er geendet hatte, widersprach ihm Glondys in herablassender Weise, worauf Nußbächer ruhig bewies, daß der Stadtpfarrer den Sachverhalt gar nicht erfaßte. Da sprang der auf und verließ mit heftigen Worten den Saal. Man staunte und begann dann zu lächeln. Er hatte manchmal Lust, jemanden wegen einer öffentlichen Äußerung »auszupredigen«, also von der Kan-

zel anzuprangern. Das tat er Professor Dr. Otto Folberth an, mir und sogar einem wahrhaften Christen, dem Pfarrer der Kronstädter Oberen Vorstadt Georg Scherg.

Wer Glondys, der als Jüngling schwankte, ob er Schauspieler oder Theologe werden solle, was ja zuweilen dasselbe sein kann, am schärfsten ablehnte, war der ihm an Bildung, Begabung und Volksverwurzeltheit überlegene Dichter und Rektor des Honterusgymnasiums Adolf Meschendörfer, anfangs beinahe sein Anhänger. Er hielt ihn aber bald für einen Blender, dessen Predigten, wenn man sie gedruckt las, ohne das Feuer des Vortrags, enttäuschten. Er schrieb 1949 über ihn einen geradezu vernichtenden Erlebnisbericht, der — natürlich kritisch — berücksichtigt werden muß, wenn man Glondys beurteilen will ³⁾.

Die auch von Binder vermerkte Empfindlichkeit des Stadtpfarrers, der sich der in Jahrhunderten geformten Lebenswelt der Sachsen nicht leicht einfügte, trat, als ihn der »Donnerstag-Abend« gegenüber Friedrich Müller in der Bischofswahl 1932 zum Sieg gebracht hatte, aufregend zutage in der Sitzung des Siebenbürgisch-Deutschen Volksrates in Hermannstadt am 22. Januar 1934. Bischof Glondys wählte sich vom in jeder Hinsicht untadeligen Volksratspräsidenten Dr. Otto Fritz Jickeli beleidigt worden zu sein und verließ nach scharfer Verwahrung wieder einmal empört den Saal, worauf der Abgeordnete Dr. Hans Otto Roth, keineswegs sein Freund, doch ein Gegner von Jickelis Anhängern, den Augenblick nutzend, die Anwesenden mit Pathos aufforderte, dem Bischof zu folgen. Das taten 52 Volksratsmitglieder, die Glondys im Bischofspalais sofort empfing, während er den Volksratspräsidenten und dessen Stellvertreter Alfred Pomarius sofort vorließ, die ihm nachgeeilt waren, um seinen Irrtum aufzuklären. Der Vortrag gewann Bedeutung durch das Echo. Freunde des Bischofs setzten Vertrauenskundgebungen für ihn bis in die Ortskirchenleitungen durch. Man male sich aus, wie Bischof Georg Daniel Teutsch aufbegehrt hätte, wäre ihm zugemutet worden, Vertrauen für sich auf solchem Weg zu sammeln!

Ich fühlte mich verpflichtet, dazu Stellung zu nehmen, als am 28. Januar 1934 das Presbyterium (Kirchenrat) der Honterusgemeinde in Kronstadt, dem ich damals angehörte, ebenfalls zu solchem Vertrauensbeschuß genötigt wurde. Meine in der Sitzung ausgesprochene Meinung ließ ich als *»Ein Wort zu den Vertrauenskundgebungen für unseren Bischof«* drucken und den bekanntesten Siebenbürger Sachsen zu-gehen. Weder in der Sitzung noch nachher wendete sich jemand gegen meine Ausführungen. Offenbar hatte ich den Kern der Angelegenheit richtig herausgeschält. Daher sei nun gekürzt — der Dokumentation wegen — meine Rede wiedergegeben:

»Löbliches Presbyterium ... Es ist mir klar, daß diese Kundgebung für eine im Bewußtsein unseres Volkes festverankerte Autorität, einmal gefordert, nicht verweigert werden darf, weil die Autorität für uns unantastbar bleiben muß. In ihr ist ein Substantielles unseres Bestandes als Volk und Kirche zu wahren. Darum kann auch die grundsätzliche Erklärung, die ich hier zu äußern habe, nicht geeignet sein ... durch Zeitungen breiten Kreisen mitgeteilt zu werden. Wohl aber soll sie ins Bewußtsein dieser Körperschaft treten ... auch ins Bewußtsein einer begrenzten Gruppe von geistigen Menschen, die für das Wohl und Wehe unseres Volkes hellhöriger sind als die Masse ... So wichtige Tatsachen, wie ich sie hier ausführen werde ... müssen durch begrenzte Verbreitung bei den Verantwortungsfähigen zur Macht werden. Ich bitte daher um Protokollierung meiner Ansprache. Ich werde außerdem meine Erklärung dem Bischof selbst zuschicken ... sie ... betrifft das Verhalten unseres Bischofs. Ich bemühe mich in klarsten und sachlichsten Worten darüber zu sprechen und fordere, daß mir hier der gute Wille voll zuerkannt werde. Ich bitte Sie also sich zu vergegenwärtigen, wie der Vorfall, der sich zwischen Bischof und Volksratspräsident abspielte, im gewöhnlichen Alltag zwischen gewöhnlichen Menschen nach den üblichen Anschauungen abläuft. Jemand vermeint, von einem anderen beleidigt zu sein. Was wird er tun? Er wird Aufklärung verlangen. Dies ist die unanfechtbarste und richtigste Haltung. Er wird sich nicht selbst ins Unrecht setzen will. Diese Haltung vollends ist, sofern man christliche Maßstäbe anlegt, die einzig mögliche ... Und nun gar bei einem Bischof, dessen Amt es nach eigenem häufigen Bekenntnis ist, über den Parteien das Werk der Einheit und des Friedens zu fördern. Da haben wir als diejenigen, die sein Amt ehren, das Recht darnach zu fragen, ob er sich christlich und bischöflich führt. In diesem besonderen Falle handelt es sich um den sächsischen Bischof und um den sächsischen Volksratspräsidenten, um die zwei Personen, in denen sich unser Volk kirchlich, kulturell und politisch verkörpert; es geht um die gleichberechtigten Spitzen unserer Gemeinschaft, von denen wohl der Bischof das durch den besonderen Ernst der Kirche und ihrer Tradition tiefere Gewicht hat, äußerlich aber dem anderen nicht übergeordnet sein kann noch ist; und darum haben wir schließlich darnach zu fragen, ob seine Haltung diesem Gesichtspunkt entspricht, zu fragen, ob er sächsisch-bischöflich handelte dem sächsischen Volksratspräsidenten gegenüber, in dem sich ebenso wie in ihm das sächsische Volk verkörpert. Besonders ist die Frage von Bedeutung für den betrachteten Vorfall, der nie entstanden wäre, wenn der Bischof ruhig Aufklärung gefordert hätte.«

³⁾ Wie ich den Bischof Glondys erlebt habe. 24 engbetippte Folioseiten, Ende 1949, bisher unveröffentlicht.

Ich kennzeichnete dann den Fortgang der Affäre, verurteilte, daß der Bischof den Volksratspräsidenten weder vorließ noch auf dessen nachfolgende briefliche Darstellung des Konfliktes seinen Irrtum einbekennte. Ich erklärte, es sei unzulässig, daß der Bischof nur einen Teil der Volksratsmitglieder empfinde, deren politische Verbundenheit sichtbar war. Damit rutschte er selber zu ihnen hin. Ich sagte:

»Auch hier könnte die Frage gestellt werden, ob dieses Verhalten mit Hinblick auf das Christentum und die Bischofswürde richtig war; wichtiger ist die Untersuchung, ob es vom Standpunkt des s ä c h s i s c h e n Bischofs vertretbar sein kann. Es waltet hier offensichtlich ein augenblicklicher Mangel an Instinkt vor.

Die Kirche hat es in der sehr bewegten politischen Auseinandersetzung, die unser Volk seit Jahren erregt, bisher verstanden, sich über den Parteien zu halten ... nun wurde sie eingesetzt. Und diese Tatsache eben ist höchst besorgniserregend.

Löbliches Presbyterium, ich habe hier aus Gewissensnot gesprochen zu einem Kreis, der überwiegend andere Ansichten im völkischen Leben vertritt als ich. Ich tat es, weil ein Bekenntnis wie das, das hier von uns verlangt wird, seinen inneren und sittlichen Wert verliert, wenn einer, der es mitablegen soll und will, nicht auch zum Ausdruck bringt, was er damit im Zusammenhang als wesentlich und gefährlich erachtet ...«

Die eben wiedergegebenen Zitate sind insoweit noch heute wichtig, als sich in ihnen das Ethos der einstigen siebenbürgisch-deutschen Gemeinschaft äußert. Der Vorfall endete daher nicht mit dem vollen Triumph des Bischofs.

Nicht er allein verursachte 1936 das unter dem Druck des innenvölklichen Zwistes beschlossene kirchliche Runds Schreiben 924, das den Kirchenangestellten verbot, sich außer in der Volksorganisation politisch in Parteien — gemeint war die radikal nationalsozialistische Deutsche Volkspartei Rumäniens (DVR) — zu betätigen. Diese Verfügung hatten besonders Landeskirchenkurator Dr. Hans Otto Roth und Bischofsvikar Friedrich Müller, der spätere Bischof, mit zu verantworten. Dutzende von Pfarrern und Lehrern wurden entlassen, die sich solchem diktatorischen Gewissenszwang nicht beugten, gegen den auch ich auftrat, obwohl ich die DVR ablehnte, weil sie sich in die Volksorganisation nicht mehr einfügte. Über all dies gibt Binder keine befriedigende Auskunft.

Bei ihm vermißt man ferner die Anlehnung der Gegensätze zwischen Glondys, Müller und Dr. Hans Otto Roth. Müller und Glondys bekannten sich mehrmals zum Nationalsozialismus; sie gehörten später wie Staedel, der Nachfolger von Glondys, der »Nationalen Arbeitsfront (NAF)« der Volksgruppenführung Andreas Schmidts an. Glondys wurde nicht von Erhard Plesch, wie Scheerer behauptet, zur Abdankung bewogen, sondern vom ehemaligen Volksratspräsidenten (1935–1940), Stellvertretenden Landeskirchenkurator und Referenten für Schulen und Kirchen in der Volksgruppenführung: Dr. Helmut Wolff. Wenige Jahre, bevor er 1971 in Südstadt bei Wien starb, berichtete er mir in Briefen, was er mit Glondys und Müller erlebt und wie er, ein geschickter Taktiker, die beiden gesteuert hatte. Diese Aufzeichnungen erhielt von mir auch Dr. Ernst Wagner, Vorsitzender des »Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde«, des Herausgebers der hier betrachteten zwei Bände.

Nach Binder legte Glondys 1941 sein Amt wegen Krankheit nieder. Das war die öffentliche Begründung. Die Wahrheit ist anders.

Wolffs Briefe offenbaren, daß Glondys einen die Staatsgrenzen übergreifenden Zusammenschluß der evangelischen Kirchen der Ostdeutschen plante, wovon man bei Binder nichts erfährt. Derartiger Ehrgeiz mitten im Zweiten Weltkrieg mißfiel der Reichsregierung; sie wünschte keine neuen Schwierigkeiten mit den Kirchen; man wies den Volksgruppenführer an, Glondys zu stürzen. Dr. Wolff mußte das besorgen. Den Anlaß dazu verschaffte ihm der Bischof selbst, der seinen Sohn mit dem Umbau eines Diasporaheimes in Hermannstadt betraut hatte unter Mißachtung der kirchenrechtlich geforderten öffentlichen Ausschreibung des Vorhabens. Außerdem stimmte sein Finanzierungsplan nicht.

Dies alles war keineswegs »harmlos«, wie Scheerer es verharmlost, sondern Grund zu einem Disziplinarverfahren, das Bischofsvikar Müller von Wolff forderte, das aber dann Glondys selbst gegen sich beantragte, nachdem ihm Wolff versichert hatte, der Disziplinarkommission werde Müller nicht angehören. »Dieses Disziplinarverfahren« — schreibt Wolff — »brachte nun Tatsachen ans Tageslicht, die so schwerwiegend waren, ihn (Glondys) so belasteten, daß es mir nicht schwer fiel, Glondys davon zu überzeugen, daß, wenn das Verfahren zu Ende geführt und das Ergebnis der Untersuchung dem Landeskonsistorium berichtet werde, es für ihn eine Katastrophe gebe. Darum solle er unter Berufung auf seine Krankheit (Glondys war tatsächlich schwer zuckerkrank) selbst um seine Enthebung vom Bischofsamt das Landeskonsistorium bitten. So gehe er in Ehren, denn ich versprache ihm, daß in diesem Falle das Disziplinarverfahren eingestellt und vor der Öffentlichkeit totgeschwiegen werde. Außerdem habe ich von Berlin den Auftrag, ihm eine Pension in der Höhe zuzusichern, die er selbst bestimme«. Glondys willigte ein.

Die »Gesundheitsgründe« hinderten nach Bischof Staedels Internierung durch die rumänische Umsturzregierung Glondys 1944 keineswegs, sich eigenmächtig wieder ins Bischofsamt zu setzen, woran Binder nichts zu bemäkeln findet.

Dr. Wolff und Andreas Schmidt wünschten sich 1941 zum Nachfolger von Glondys den Hermannstädter Stadtpfarrer und Bischofsvikar Friedrich Müller, den Wolff zum Kennenlernen selber nach Kronstadt zu Schmidt brachte und der nachher meinte, der Volksgruppenführer habe »einen tiefen Eindruck« auf ihn gemacht. Dies änderte sich, als Berlin wieder eingriff und Staedels Wahl zum Bischof verlangte, die auch von dessen vielen Anhängern gefordert wurde. Wolff mußte die schlimme Nachricht Müller mitteilen, was für ihn bald ärgerliche Folgen zeitigte. Als er sein neugeborenes Kind taufen lassen wollte, verweigerte es ihm Stadtpfarrer Müller mit der Begründung, Wolffs Familie betrage sich nicht christlich. Müllers Widerstand wurde von Bischof Staedel beseitigt und Müller zog seine Vorwürfe in einer von Wolff formulierten Erklärung zurück. Auch hierüber erfährt man von Binder nichts.

Zwischen Glondys und Müller amtierte von 1941 bis 1944 also Bischof Staedel ⁴⁾, nach Kirchenrecht ordentlich gewählt. Sein Lebensbild zeichnete nicht Binder sondern, wie erwähnt, der in der Bundesrepublik Deutschland lebende Josef Scheerer nicht ohne ira et studio, anders als es Binders Stil ist. Staedel war von Natur religiös, arglos, verwirrbar zwar, doch ehrlich, kein Intrigant, obschon ein sich selbst berauschender Redner wie Glondys, tapfer, kein Kriecher und kein theologischer Tüftler. Als in der Ära des Volksgruppenführers Schmidt (1940–1944) von ihm mit dem Stabsbefehl 2245/41 die Entlassung von neun Pfarrern gefordert wurde, warf er den Wisch in den Papierkorb. Unter ihm verlor kein Kirchenangestellter sein Brot. Das geschah nur unter Glondys und dann nach 1944 unter Müller. Übrigens war Staedel nicht rumänischer, sondern im 1. Weltkrieg k.u.k. Feldkurat. Die von den Roten nach 1945 verurteilten durchwegs unschuldigen Geistlichen — so der bekannte Kronstädter Stadtpfarrer Dr. Konrad Möckel — durften nach Freilassung aus langer Haft ihr Amt nicht mehr übernehmen. Die sonstigen Kirchen des Landes verhielten sich hierin mutiger. Dies und noch manches, was Müller kennzeichnet, übergeht Binder.

Was zu Scheerers Aufsatz über Staedel noch zu sagen ist, bringt einer unserer verdienstvollen Landsleute, O.T. vor im Anschluß an diesen Aufsatz.

Hinzugefügt sei, daß jene Sätze Scheerers, die rügen, Staedel habe die neuere theologische Literatur nicht gekannt — woher weiß er das? — nicht zu seinem handfesten Pfarrertum passen, das man nicht belehren muß, daß Theologie und Kirchenführung keineswegs stets einen Renner haben. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Sätze von einem anderen Theologen in den Aufsatz eingefädelt sein könnten, wie dieser mich überhaupt von zweiter Hand zurechtgestutzt dünkt, um Staedel herabzudrücken. Dagegen sind die Lebens- und Wesensporträts von Glondys und Müller gleichsam verschönt, weil Binder mancherlei nicht vorbringen konnte. Lückenhaft blieben daher alle diese drei Beiträge des II. Bandes, und darum gibt er — es sei schon hier ausgesprochen — die Wirklichkeit der Geschehnisse ungenügend wieder.

Obgleich Müller nach der Enttäuschung, nicht mehr Kandidat des Volksgruppenführers zu sein, seine politische Haltung 1941 änderte, zumindest Schmidt gegenüber, sah er in Hitler weiterhin den Weltbefreier. Als der Krieg gegen Rußland am 22. Juni 1941 begonnen hatte, hielt er am 31. August in Hermannstadt eine beispiellose Predigt, die er in den »Kirchlichen Blättern«, Hermannstadt, Seite 446–448/1941 veröffentlichte ⁵⁾. Er begrüßte inbrünstig den Angriff auf die Sowjetunion, nannte die Juden das von Gott verfluchte Volk, »Kinder des Satans«, die Russen Opfer ihrer Gottlosigkeit und beschwor die »andächtigen Gemeinden«: *»Als deutsche Menschen und Christen stehen wir vor diesem erschütternden Geschehen des gewaltigsten Gottesgerichts, das auf der Erde sich zugetragen hat. Und das 'Heil Hitler' wird gerade uns Christen in diesen Tagen zum Gebet. Hier handelte der Führer ganz gewiß als Gottes Werkzeug«.*

Daß der Bekenntnisgruß »Heil Hitler!«, mit dem Müller, wie damals üblich, seine Schriftstücke bis 1944 endete, ein christliches Gebet sei, fiel selbst NS-Propagandarednern nicht ein. Müller neigte eben zu phantastischen Ausdeutungen sowohl der Geschichte als auch der ihn betreffenden Vorgänge, wobei er sich als Retter der Landsleute empfand, denn Gott erhöhe seine Gebete.

Trotz jener Predigt, auf die Binder natürlich nicht eingehen konnte und die Müller, falls die Sowjets siegen, für immer zum Wachs in ihrer Faust machte, weswegen es besser gewesen wäre, er hätte 1945, als sie gesiegt hatten, aufs Bischofsamt verzichtet, wuchs nun die Spannung zwischen ihm und dem Volksgruppenführer rasch an und schlug sich mehrmals in Briefen nieder, die Müller sowohl an Kirchenstellen im Reich als auch an Schmidt schickte. In einem solchen Schreiben, das im Januar 1942 an beide Stellen ging, faßte der Bischofsvikar mit überzeugender Klarheit und Schärfe sehr eindrucksvoll alles zusammen,

⁴⁾ Siehe den Nachruf für ihn von Gustav Markus in unserem Heft 1/1972, Seite 8–11.

⁵⁾ Diese für heutige evangelische Theologen ungeheuerliche Predigt mußte wieder veröffentlicht werden, um zu beweisen, wie damals Bischofsvikar Friedrich Müller dachte, ohne daß ihm andere Geistliche widersprochen. Dennoch erklärte Müller (siehe unser Heft 1/1967, Seite 38–39) 1966 dem Westdeutschen Hartmut Bunke, wie dieser behauptete, 80% der siebenbürgisch-sächsischen Geistlichen hätten dem Nationalsozialismus »bei schwerstem Risiko für den Lebensunterhalt ihrer Familien« Widerstand geleistet.

was die Kirche am autoritären Regime Schmidts verurteilen müsse, weil es uralte gute Einrichtungen zerstöre. Mir ist der Brief, den Binder ebenfalls nicht vermerkt, seit ein paar Jahren bekannt. Er wurde aber meines Wissens erst 1980 im Westen veröffentlicht in der Broschüre »Kirche zwischen Anpassung und Widerstand«, die die Referate einer Tagung des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen im Frühjahr 1980 enthält (Selbstverlag des Hilfskomitees, München, 130 Seiten, DM 10.—). Die Broschüre sucht die Krise der evangelischen Kirche in Deutschland und Siebenbürgen zu vergegenwärtigen, ist lesenswert und inhaltsreich, aber sie verschweigt auch, was in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden durfte, Müllers Predigt vom 31. August 1941.

Der nicht zum Bischof gewählte Müller war jetzt ein Gegner Schmidts und des »Neuheidentums«, wobei er sich gelegentlich auf Hitler berief. Dieser Streitigkeiten wegen rief man ihn 1942 nach Berlin. Was er dort erlebte, erzählte er in einer Predigt am »Altjahresabend 1968«, abgedruckt im »Licht der Heimat«, München, Mai 1969. Man habe ihn durch »Ränke« zu »Friedensverhandlungen nach Berlin zu fahren« bewogen wegen seiner »Auseinandersetzungen mit dem Neuheidentum«, habe ihm den Paß abgenommen, ihn zum Rücktritt aus seinen Ämtern — Bischofsvikar und Hermannstädter Stadtpfarrer — bewegen wollen und man »traf Anstalten, mich in ein Ausrottungslager einzuliefern«. Tatsächlich sollte er eine wissenschaftliche Aufgabe bekommen, wenn er im Reich bliebe.

Ich erhielt vor Jahren überraschend von einem mir unbekannten, Glondys und Müller wohlgesinnten Landsmann, der meinen Nachruf für Müller in unserem Heft 2/1969, Seite 101–104, gelesen hatte, Ablichtungen der jene Episode betreffenden, damals gemachten Aufzeichnungen des Evangelischen Kirchlichen Außenamtes, Berlin. Von einem Müller drohenden »Ausrottungslager« liest man da nichts, auch nicht in Müllers eigenen an dieses Amt gerichteten Schreiben, deren Wiedergabe ich ebenso empfinde wie die Texte seiner an Andreas Schmidt geschickten Briefe. Zu denen bemerkt das Kirchenamt am 25. August 1942 — genau ein Jahr nach Müllers Kriegspredigt: »Besonders hat man (in Siebenbürgen) Müller übel genommen die Zweifel bezüglich des Ausgangs des Krieges, die er gelegentlich seines Kampfes wegen der Übergabe des Schulvermögens (an die Volksgruppe) geäußert hat⁶⁾. Es muß zugegeben werden, daß dies und auch die Art des Briefwechsels mit dem Volksgruppenführer eine völlige Unmöglichkeit sind, so daß es furchtbar schwer fällt, für Müller irgendetwas zu sagen.«

Also mußte, da die Kirche es nicht tat, nach Müllers späteren Bekenntnissen, Gott ihm helfen, umso mehr als man ihm in Berlin — wie er in etlichen Predigten seit 1945 erzählte — Lebensmittelkarten verweigert und er sich nur von Tomaten ernährt habe. Nun — während des Krieges hielt jeder Gasthof im Reich ein »markenfreies Stammergericht« bereit; niemand konnte verhungern; und Tomaten waren eine Seltenheit. Am 2. Oktober 1942 durfte Müller heimreisen. Wie geschah das?

Aus der im »Licht der Heimat« 1969 veröffentlichten Predigt erfuhr man es. Nach einem »glaubenshingebenen Gebet« Müllers wurde ganz unerwartet der ihn Verhörende — ein bisher nicht aufgedeckter Beamte — plötzlich von Gewissensbissen geplagt und sagte: »Was sich heute ereignet hat, kann ich mir nur als Fügung vorstellen. Sie sind in Gottes Hand!«

Das verkündete Müller zu Silvester 1968 von der Kanzel.

Wer die von ihm so häufig versicherte Erhörung seiner Gebete bedenkt, die mir vorliegenden schriftlichen Zeugnisse kennt, die Mär, der unbekannte gewissensgeplagte Retter sei Reichsmarschall Göring gewesen, als unbewiesen ablehnen muß und von Dr. Helmut Wolff vernahm, Müllers Darstellung habe sich bei Nachforschungen der Volksgruppenführung als »von A bis Z« falsch herausgestellt, der muß folgern: man schickte Müller heim, weil man ihn bloß hatte einschüchtern wollen, damit unter den Deutschen Rumänen endlich der Zank ende. Von Wolff wissen wir, daß Bischofsvikar Müller dennoch weiter gegen die Volksgruppenführung auftrat, nicht nur offen in Schreiben, sondern auch in solcher Weise, wie er es schon früher getan, als man Glondys zum Rücktritt drängte. Wolff erwähnt, das meiste »Material« gegen Glondys habe ihm Müller geliefert — »sub Rosa«; so bezeichnete man derartige Heimlichkeiten in Schäßburg.

Ob Müller, als man ihn 1945 zum Bischof wählte, den neuen Herren Rumäniens Zugeständnisse machen mußte, weiß niemand, denn seine Korrespondenz wurde, wie er es gewünscht hatte, 1969, nachdem er gestorben war, verbrannt. Es gibt indessen aufschlußreiche Äußerungen von Mitbürgern über ihn; man sollte die auswerten, zum Beispiel den am 20. September 1969 an mich gerichteten Brief der Witwe des berühmten Volksmannes Rudolf Brandsch, der Müllers Phantasien als »Räubergeschichten« zuweilen verspottet hatte und der gepeinigt und elend im kommunistischen Kerker an einem unbekannten Tag um 1953 starb. Der Brief beschuldigt Bischof Müller, Brandsch beim rumänischen Sicherheitsdienst belastet zu haben. Müller bestritt es der Witwe gegenüber nicht; daß aber Brandsch starb, habe er nicht gewollt, darum werde er ihn fortan »in sein Gebet einschließen«. Bei der Tragödie Brandschs spielte ein in Rumänien nach 1945 bis heute als Diener der Kommunisten gefürchteter deutscher Professor eine Rolle.

⁶⁾ Es sei daran erinnert, daß Glondys schon 1934 im Siebenbürgisch-Deutschen Volksrat zu bedenken gab, anstelle der deutschen Kirchenschulen »Nationalschulen« einzuführen (Seite 131 des hier besprochenen Bandes II).

Sollte er gleich den »am laufenden Band« nach Deutschland einwandernden bisher beflissenen literarischen Kommunistenknecchten diesen Weg ebenfalls wählen, könnte gerade er uns, gewissermaßen als Bußfertiger, mancherlei aufdecken. Solange er in Rumänien ist, soll sein Name verschwiegen bleiben.

Ab 1945 klangen Müllers Predigten ganz anders als vorher. Er wettete gegen die »Neuheid«, wie er die jetzt verfolgten Landsleute nannte, für die er nicht eintrat, auch ihren Angehörigen kaum jemals half. Das Volk fühlte sich von ihm im Stich gelassen. Ein Auszug aus meinem Tagebuch vom 25. April 1947 gehört in diesen Zusammenhang: »Zwei Jahre ließ Bischof Müller seine nach Deutschland geflohenen Kirchenkinder auf ein Wort der Heimatkirche warten. Nun endlich, nachdem ich meinem Freund Ewald Sindel nach Hermannstadt geschrieben hatte, es sei an der Zeit, daß der Bischof sein christliches Hirten-gewissen spüre — Sindel sagte es ihm — schickte er einen Ostergruß, den das Hilfskomitee verbreitet: eine von biblischen Zitaten durchsetzte Predigt, sprachlich ledern... kein Trost für die armen Flüchtlinge. Und welche Dorfpfarrerlogik! Weil die Sachsen Gott und Christentum nicht genügend anhängen, kam das Elend über sie — durch die Gott leugnenden und trotzdem siegreichen Sowjets, muß man hinzufügen...«.

Am 21. April 1956 suchte ich mit Hans Philipp Bischof Müller in Wien auf, wohin man ihn aus irgendeinem Anlaß mit seinem Vikar, dem neuen Stadtpfarrer Hermannstadts Alfred Herrmann, hatte fahren lassen. Ich war Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, Philipp Vorsitzender des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen. Wir düsteten nach einer vertraulichen Vereinbarung mit Müller darüber, wie wir den Landsleuten fortan gemeinsam helfen könnten. Müller sperrte sich dagegen. Er hielt uns einen Vortrag über die Weltgeschichte und verhinderte eine, auf das notwendige Handeln bezogene Aussprache. Er prophezeite, daß wir nur wenige Familienzusammenführungen erreichen würden — es kamen hingegen seither etwa hunderttausend Deutsche aus Rumänien in die Bundesrepublik. Müller fand das Leben unter den Roten zwar in den Städten schlimm, das der Bauern erträglich, denn die hätten früher auch auf Befehl gearbeitet. Das stimmt für die hörigen Gemeinden bis 1948, etwa für Langenthal, woher Müller stammte, nicht für die Überzahl der anderen⁷⁾.

Über Müllers Theologie breitet sich Binder, der so vieles nicht enthüllen darf, lebhaft aus, ohne mich zu überzeugen. Ich kannte den Bischof seit meiner Gymnasialzeit. Er war der von mir am meisten verehrte Lehrer, weil er, besitzend von Phantasie, die Geschichte wirklich veranschaulichte, so trocken und lehrhaft er im Grunde sprach; er ist das Vorbild des Professors Meier in meinem Roman »Zwischen Grenzen und Zeiten«, allerdings ließ ich Meier freiwillig Soldat werden und im Krieg fallen; ich führte, was Müller uns lehrte, Volksliebe, Reichsbewußtsein, Völkergemeinschaft, in der Romangestalt folgerichtig durch, abweichend von ihm, der sich nicht zu den Soldaten meldete — er war ja nicht dienstpflichtig, weil er auch Theologie studiert hatte. Nie vernahm ich von ihm eine Äußerung, die unmittelbare Gottverbundenheit bewies. Mescheddiner berichtet, Müllers Frau habe ihm gesagt, daß ihr Mann, als ihm die Stadtpfarrerei in Hermannstadt erreichbar schien, sich plötzlich in die Theologie hineinwühlte, was auch Binder mittelt. Mit religiösen Anwendungen verblüffte Müller plötzlich seine Bekannten. Bald trat er in einen »wütenden Wettbewerb mit Glondys. Eine aus Ehrgeiz sich selbst aufgezwungene Frömmigkeit, wobei in der Kindheit empfangene bäuerliche Glaubensvorstellungen aufgewacht sein mögen, ließ ihn einerseits anfällig werden für eine Art von Moral- und Straftheologie, andererseits redete er sich ein, Gottes Werkzeug zu sein. Er erzählte, er habe nach einem Stoßgebet auf der Schwelle zu einem rumänischen Minister 1945 die richtigen Worte eingeflößt bekommen, mit denen er ihn dazu bewog, die vom Kreml angeordnete Verschleppung aller Sachsen Siebenbürgens nach Sibirien zu verhindern. Kein Satellitenminister hätte den Moskauer Bären von einem solchen Beschluß abzubringen gewagt und gekonnt! Den Beschluß gab es gar nicht.

Ein mir vorliegender Bericht über Müllers auch von Binder erwähnten Jähzorn sei hier aufs Wesentlichste zusammengefaßt: Als der Bischof einmal im Garten des Eilhelms in Michelsberg saß, erschien vor ihm eine Rektorsfrau mit einer Herzensbitte. Sie hatte im Kronstädter Hochgebirge einen Sohn und Schwiegersohn durch eine Lawine verloren, ein anderer Sohn hockte im Kerker, der dritte war nach fünf Jahren Haft verbannt in die Bergansteppe und sehnte sich nach der Mutter, doch ihr fehlte für die Reise zu ihm das Geld. Sie hoffte, es vom Bischof zu bekommen; aber er fuhr sie an, als sei ja die Frau eines Pfarrersfeindes. Nur schlechtes Pfaffen-Getöse lehnte ihr Mann ab, antwortete sie, was den Bischof nicht berührte; er rief, es sei Gottes Strafe, daß die Lawine die beiden Männer tötete; Gott habe an ihrer Familie ein Exempel statuieret, und das sei gerecht... Die Frau fragte empört, was habe Gott an Lebenswandel des

⁷⁾ Das Gespräch mit Müller hielt ich in meinem Tagebuch fest; es hier wiederzugeben, beansprucht zu viel Raum; es kann später veröffentlicht werden. Nur einige Zeilen daraus mögen zitiert sein: »Herrmann (sein Freund von mir), gekrümmt wie der Bischof, wirkte mit seinen erloschenen Augen auf mich wie einer, der hinter sich einen Aufpasser rechnete... Von ihm wie vom Bischof hörte ich das Wort, daß unsere Landsleute allesamt ausbleiben würden, wenn sie blieben. Er beklagte sich (bei einem Gespräch unter vier Augen) über die Ängstlichkeit des Bischofs... War ich erschrocken, daß wir unsere Handlungen abstimmen, ist völlig mißlungen. Ich habe mit Sindel gesprochen...«

Herrn Bischofs so wenig gefallen, daß er dessen zwei Söhne im Krieg sterben ließ? Da sprang er mit erhobener Faust auf sie los, die davonlief. Er rannte hinterher. Der Volksschulrektor fing sie auf, und sie schrie: »Der Sachsenbischof verfolgt mich!« Kurz darnach überbrachte ihr ein Bote 100 Lei mit der Bemerkung, es sei der Rest aus des Bischofs eigener Tasche. Sie verzichtete auf den Betrag.

Über dieses Geschehnis und andere besitze ich schriftliche Berichte der Beteiligten. Als Beiträge zu der nicht klar genug aufgehellten jüngsten Geschichte der Rumäniendeutschen mußten auch sie demnächst veröffentlicht werden.

Glondys verlangte 1945 gegen Müller eine Untersuchung des Landeskonsistoriums wegen »bewußter Lüge auf der Kanzel« und weil er ein Hitlerist sei; auch Müller klagte Glondys an. Beides konnte abgewiegt werden. Wer die Aufzeichnungen Wolffs und Meschendorfers liest, wird von den Einzelheiten, die sie berichten, selten erfreut. Hier vermochte ich bloß auf wenige Vorgänge hinzudeuten, aber sie sind hilfreich zur Feststellung der Wahrheit.

Eine für mich recht angenehme Erinnerung an Müller sei zurückgreifend noch heraufbeschworen. In unserem Heft 4/1960, Seite 204-208, erzählte ich, wie ich mit dem ungemein befähigten deutschen Sondergesandten für Südosteuropa Hermann Neubacher (1893-1960) versuchte, die Teilung Siebenbürgens zu verhindern, die dann doch am 30. August 1940 durch den »2. Wiener Schiedsspruch« geschah. Es ging darum, angesichts neuer sowjetischer Vorstoßpläne Rumäniens Grenzen mit einer Reichs-Garantie zu sichern. Das konnte bloß erfolgen, wenn man Ungarn an der Stange hielt, indem vorher seine siebenbürgische Gebietsforderungen halbwegs berücksichtigt wurden. Von Italien unterstützt, dachte man in Budapest an Siebenbürgens Hälftung, in Bukarest an Umsiedlungen. Ich überzeugte Neubacher im Gespräch, darauf mit einer Denkschrift, daß lediglich eine vorläufige und solche Lösung ratsam sei, die Ungarn und Rumänien ohne zu arge Verstimmung annehmen konnten; man solle Siebenbürgen und dem Banat eine gemeinsame Selbstverwaltung sofort bis Kriegsende zugestehen, worauf deren Bevölkerung abzustimmen hätte, wohin sie gehören oder ob sie als Staat weiterleben möchte. Reichsaußenminister Ribbentrop, mit dem ich dank Neubacher Anfang August hierüber sprach, hielt meinen Vorschlag für richtig, aber schwer durchführbar wegen der Italiener. Mein Bemühen zog sich durch ein paar Wochen hin. Auch andere meiner Landsleute suchten, unabhängig von mir, dieselbe Idee durchzusetzen, was ich in meinem Aufsatz 1960 mitteilte ohne die Personen zu nennen, weil sie noch in Rumänien lebten. In der Wilhelmstraße in Berlin begegnete ich überraschend einem von ihnen am 26. August, dem Bischofsvikar Müller; sogleich gerieten wir in ein langes Gespräch. Er war unterwegs zu dem ihm gut bekannten Reichsminister Lammer, um ebenfalls vorzuschlagen, was ich beantragt hatte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß zur Festigung der verlangten Autonomie unseres Heimatgebietes diesem eine staats- und völkerrechtliche Spitze nicht fehlen dürfe, ein von mir bereits geforderter Regentschaftsrat. Müller war dankbar für den Hinweis und »glücklich zu hören, welche Schritte ich schon unternommen hatte...« vermerkte ich in meinem Tagebuch. Vier Tage später wurde, was uns ins Herz traf, Siebenbürgen doch gespalten.

Die von mir beschriebenen Vorfälle ergänzen leider bloß unzulänglich Binders Ausführungen, die besonders die fruchtbaren Leistungen der Bischöfe Glondys und Müller mit Recht loben; dabei wird klar gezeigt, daß die evangelisch-deutsche Kirche in Siebenbürgen sich seit Jahrzehnten in einer überaus schwierigen Lage befindet.

Der jetzige Bischof D. Albert Klein, der seit 12 Jahren die Kirche leitet und am 13. März 1980 70 Jahre alt wurde⁸⁾, darf oft in die westliche Welt reisen, ein Zeichen dafür, daß er die durch Müller von der Bukarester Regierung erreichte Sicherung der Kirche ausbaute. Abwanderung von Angehörigen und Pfarrern schwächt sie allerdings; sie ist längst nicht mehr jene starke *Volkskirche*, die sie einst war. Von Deutschland, wo ihre Geistlichen früher studierten, floß in sie viele Jahrhunderte lang ein religiöser und kultureller Quell. Das ist vorbei. Den Nachwuchs an Predigern erzieht sie selbst in Müllers wohl bedeutendstem Werk, in dem von ihm geschaffenen Hermannstädter Institut. Hierüber unterrichtet uns Binder aus genauerster Kenntnis. Den Werdegang und das Wirken des gegenwärtigen Bischofs Klein veranschaulicht und lobt Hans Philippi in einem kurzen Nachtragsaufsatz.

⁸⁾ Zu Kleins 70. Geburtstag erschien eine Festschrift unter dem Titel: *Glauben und Dienen. Bausteine der Gemeinschaft und der Zukunft. Freundesgabe zum 70. Geburtstag des Bischofs der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien D. Albert Klein. Herausgegeben im Auftrag des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche in Deutschland von Hans Philippi. Delp'sche Verlagsbuchhandlung, München 1980. Leinen. 200 Seiten. DM 29,80.*